

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 137

Dienstag, den 29. Juni

1920

## Meerkaß.

Roman von  
Fedor von Zobeltiß

„Hören Sie eigentlich ähnlich, Anita?“ fragte er. „Dem Vater gewiß nicht. Haben Sie von der Mutter oder Großmutter die Zähne geerbt?“  
„Ich weiß es nicht, aber es mag sein. Ich kenne sie beide nur den Wädem nach. Meine Mutter war jedenfalls brünett wie ich, nur nicht so häßlich.“  
„Du willst nach Komplimenten stehen, Akt“, warf Brothufen ein.  
„Ein nein — Einseitig gehört nicht zu meinen Untugenden. Ich weiß, daß ich das Gegenteil von häßlich bin.“  
„Sie fordern wirklich zum Widerspruch heraus“, sagte Preytingl. „Eine Schönheit nach Alltagsbegriffen sind Sie freilich nicht. Aber solche Schönheit läßt gewöhnlich kalt, das mag Sie wachen.“  
„Was bin ich also?“ lachte Anita. „Mein Spottname ist Meerkaß. Aufgattung aus der Familie der Schmalmaier, zur Art der Gräben gehörig, die hellbraune Gesichter haben.“  
„Hui, Akt!“  
„Das wiederhole ich. Wenn Sie schon nach zoologischen Beziehungen suchen, liebe Anita, könnte man höchstens an die chaotische Veränderlichkeit Ihres Korpers erinnern. Sie sehen heute anders aus, als Sie gestern aussahen, und morgen gewiß anders als übermorgen. Zuweilen sind Ihre Augen kumpfschwarz, zuweilen glänzen sie wie matter Samt. Selbst Ihr Haar ist veränderlich; es hatte neulich einen roten Schimmer, heute hat es einen bläulichen. Und nun erst Ihr Teint!“  
„Hören Sie auf“, bat Anita, „oder meinen Sie wenigstens Ärztlich. Seien Sie es auch, wenn Sie an Tante Le schreiben, und mich anerkennen. Schildern Sie mich wahrheitsgemäß, damit der Schaden gebügelt wird, wenn ich in die Erziehung trete.“  
„Verzeihung“, sagte Brothufen, „daß ich euer kluges Spiel der Worte unterbreche. Mich dünkt, euer Sie ist nicht mehr am Plage. Ihr Ängstlief pflegten die Kinder die Eltern allerdings mit Sie anzuregen. Aber heute hört es unser Empfinden. Darf ich zwischen Vater und Tochter den Bräutigamstisch proponieren?“  
„Preytingl fuhr lachend mit der Serviette über seinen Schmirrbort. „Es ist nichts, Anita. Ich warte nur darauf. Komm her und gib mir einen Kuß.“  
„Sie stand auf der Stelle auf, einen lichtroten Ton im Opal ihrer Wangen, aber mit freundlichen Augen und einem amüsierten Zug um den Mund, nahm ihren Sektisch und stieß mit Preytingl an.“  
„Also auf Du und Du“, sagte er.  
„Nun lästest Sie sich; er in seiner bürgerlichen Art, derd wie ein Bandschwein, den Arm um ihre Taille legend und sie näher an sich heranziehend.“  
„Warum zitterst du, Akt?“ fragte er.  
„Ihr Gesicht war jetzt in helle Rote getaucht.“  
„Ich zittere nicht“, entgegnete sie fest; „ich freue mich, daß du so gut zu mir bist.“  
„Wirst du mich auch Vater nennen können? Es ist mir lieber als das weiche Papa.“  
„Ja, Vater.“  
„Bravo“, rief Brothufen. „So ist es hübsch, Kinder — ohne Ziererei, ohne Gefäßhülle. Nun zu mir, Akt!“

Auch er lächelte sie. Dann hingelte er dem Diener und ließ sich die große indische Bronzeflechte bringen, die auf der Kriechstange stand. Er nahm die geleerten Sektische Anitas und Preytingls und schlug sie stark gegeneinander, so daß sie klingend zerbrachen und die Scherben in die Schale fielen.  
„Sträus damit“, jagte er in englischer Sprache zu dem Dienern, „und zwei neue Sektische . . .“  
„Ist nicht recht so? Die Gläser, aus denen ihr auf Du und Du getrunken habt, soll keine fremde Lippe mehr berühren.“  
„Er stieß die Anita und Preytingl die Hände entgegen. „Ich bin sehr glücklich — sehr glücklich.“  
Seine Stimme vibrierte, aber er überwand die Weidlichkeit des Moments. Er lachte schon wieder; er wurde lustig und ließ nur noch Champagner weihen. Man plauderte und schwätzte von allem Möglichen. Anita war für eine kurze Zeit stiller geworden. In das Dunkel ihrer Augen trat ein Ausdruck von Zinnen und von Gedankenwanderung. Sie hatte die Finger aber dem Teller verdrängt, und der Bild ging zu dem verhängenen Fenster hinaus, als suchte er draußen etwas, das nicht herbeikam.  
„Anreisen sprachen Brothufen und Preytingl von den Anfängen ihres neuen Unternehmens. Und plötzlich wurde auch Anita interessiert. Sie erzählte, daß schon ihr Vater die Anlage einer Straußenfarm geplant und sich den Kauf eines geeigneten Terrains gesichert hätte. Er ver sprach sich viel davon, denn gerade mit der Akklimatation dieser Riesenvogel hatte er gute Erfahrungen gemacht. Ganz jung, fast noch federlose Straußenküken, die ihm im Sommer eingeleitet worden waren, hatte er so gehalten, daß sie schon während des ersten Winters im freien Lämpchen konnten; nur bei strenger Kälte wurden sie in die Schutzbüten getrieben. Anita erzählte lustige Dinge von dem Vergnügen der Strauße, sich im Schnee zu baden.  
Preytingl hörte aufmerksam zu und stellte verschiedene Zwischenfragen über die Einrichtung der Schutzbüten, die Brutmaschinen, die Kupfmessboden, und in allen diesen Dingen wußte Anita gut Bescheid.  
„Paß auf“, jagte Brothufen, „wie nützlich die deine Tochter mit ihren Erfahrungen sein wird.“  
„Ich freue mich darüber und trinke nochmals auf dein Wohl, liebe Akt — auf dein Wohl als unser Mitarbeiterin am neuen Werke.“  
„Dank“, entgegnete Anita und nicht vergnügt. „Diese Mitarbeitererschaft wird mir viel Freude machen. Aber — hör zu, Witze — ich möchte auch Teilhaberin werden. Kann ich das nicht? Ihr spracht mir von eurem Kompaniegeschäft. Wollen wir nicht ein Exkursivrat bilden? Wir gehören doch nun einmal zusammen. Darf nicht auch ich eine Summe einbringen?“  
„Aber, liebes Herchen“, wandte Brothufen in leichter Verlegenheit ein, „mein Geld ist doch dein Geld und —“  
„Gewiß“, jagte Anita rasch und legte ihre Hand auf die ihres Bräutigams, „nichtdestoweniger — ich möchte gern mit eigenem Kapital beteiligt sein. Ich habe genug, und du selbst hast mir neulich gesagt, wie schwer augenblicklich eine günstige Anlage lie. Ich bin eine praktische Natur, das weißt du ja, und es würde meine Freude an der Sache erhöhen, wenn ich gewissermaßen auch für die eigene Tasche arbeiten dürfte.“  
„Nun ja, mein Schatz — vielleicht läßt es sich machen . . . Will, wie denkst du darüber?“  
Preytingl antwortete nicht gleich. Er zerrimmelte sein Brot zwischen den Fingern und wiegte den Kopf.  
„Verzeih, Anita“, antwortete er dann, „wenn ich widerspreche. Ich möchte dich bitten, davon abzulassen.“

dem Wettiner Platz hereinlang), mit allen, volkstümlichen Gesängen und stellte sich um den blumengeschmückten Altar auf. Die blühenden Johannisprünge wurden aufgelegt, denen es übrigens nichts schaden würde, wenn sie besser gelernt würden; vor allem sollte man die Sprüche nicht von einem Teitel ableiten.  
„Sie gekommen, so sagen sie wieder davon. Nur 5 Jünglinge blieben zurück, um den Altar gruppiert. Aus ihrem Munde vernahm man die Geschichte von Waldur dem Sonnenknecht, der durch einen Mittelweg geübelt wird, wie sie die Erde berührt. Und dann erklang das Lied von Siegfrieds Tode, in der schönen, klangerreichen mittelhochdeutschen Sprache des Nibelungenliedes:  
„Die Wunden allenhalben von blute waren naz,  
do rang er mit dem Tode; unlangt tel er naz,  
wan des todes zeichen je ze jere sneit.  
ouch muoze jan erliden, der rede fiene unde gemet.“  
Hyperions Schicksalslied von Sieberlin folgte, das Lied voll Musik, voll Seeligkeit, das Lied der weisen, lesten, stehenden Verse:  
„Ihr wandelt drohen im Licht  
Auf weichen Boden, selige Weigen!“  
Schicksal hing auf, dumpf und jäher, Schicksal der leidenden Menschen, die jahrelang ins Ungewisse hinab geworfen werden. „Seelige Sehnsucht“ aus Goethes Lieben benutzte die Reihe der Vorträge, die alle ein gemeinsames Band umschlang und verknüpfte.  
Und wieder kam die Jugend herein, dieses Mal paarweise. Reigen und Wandolinen spielten eigenartige, einschmelzende Tanzweisen, nach deren Takte die Paare alle Volkstänze aufführten. War tanzte im Reigen um den Altar herum, auf dem auf hoher Stange der Blumenkranz des Sommers schwebte, geschmückt mit langen, bunten, herabhängenden Bändern. Im Takte hoben sich die nackten, braunen Füße der Jünglinge und Mädchen, die mit Blumen und Kränzen geschmückt waren. So mag es in mittelalterlichen Deutschland gewiser sehr zur Sommerjohanniswendzeit, zum Johannisfest.  
Und heute? Das Fest war vorüber, und langsam schob sich der Stroh der Zuschauer hinaus auf den Wettiner Platz. Der erklang: die Weihen der Landbesitzerkapelle, ilotte Doppeltenwägen, pridelnde Wägen . . . Und auf dem Platz ergab sich die Jugend. Damen in hohen Stüßelshüten, halblänglichen Strampfen, unmöglichen Haarfisuren und manchmal noch unmöglichen Hüten. Neben ihnen Herren in braunen Halblänglichen, blauweiden Strampfen, Gürtelbündeln, mit Gürtel-Stücken . . .

alte Welt,\* eine Wandererode, die zuerst noch an Frelchrich dem Großen halet. Mit dem Kriege und seiner Not hängen vielfach auch die Mägen zusammen, die von Eintragsherrschern und kurzlebigen revolutionären Staaten neuerer Zeit ausgehen wurden; als Beispiele genügen Theodor, König von Norika, ein weisfälliger Baron von Neuhof, der um 1740 den Gemessen tapferen Widerstand leistete, und das polnische Reich vom Jahre 1831. In Fällen dieser Art ist übrigens nicht immer die Not oder auch nur das Bedürfnis die Ursache der Prägung gewesen, sondern vielfach die menschliche Gierlichkeit. Denn das Münzrecht gilt seit Anbeginn als eines der wertvollsten und vornehmsten Hoheitsrechte, dessen sich zu bedienen neue Herrscher und junge Staaten sich nicht genug beilen können. Ebenso bezieht kein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Kriege und der letzten Vertreibung von Salustriern, denjenigen, die zur Bekämpfung von Salustriern, wie wir heute sagen, geschaffen wurden. Im Mittelalter waren infolge der großen Anzahl der münzberechtigten Herren und Städte solche Zustände eigentlich chronisch in Deutschland, zeitweilig auch in Frankreich, die Minapolitik der Regierer war eigentlich nur ein steter Betrug, gerichtet auf möglichst hohen Gewinn aus dem Münzrecht, und die Regierten ahmten dies Beispiel eifrig nach, indem sie durch Ausfuhr guter Münze in andere Gebiete, wo sie zu schlechterer Gede ungeträgt wurden, sich bereicherten. Man nannte dies Verfahren „Kamagamentieren“, konnte es aber nicht unterdrücken, wobei indem man bald gute, bald schlechte Münze mit einem Gegenstempel verfab, der je nachdem ihren Umlauf sicherstellen oder ihre Annahme widereratten sollte, noch indem man Verbote erließ und Strafen androhte, die nie befolgt und nie vollzogen wurden, weil alle Welt gleichen Unrechts schuldig war und einer den anderen brauchte und deshalb schonte und schützte. Den Höhepunkt erreichte diese Not in der Zeit der Ripper und Wipper, die, mit dem Ende des 16. Jahrhunderts einsetzend, in den Jahren 1620 und 1821 sich mit den Folgeerscheinungen des beginnenden dreißigjährigen Krieges zu einem Landjagen sondergleichen vereinigte.

## Literatur.

Hermann Bahr. Burgtheater. Wiener literarische Gesellschaft m. b. H., Wien und Berlin, 1920.  
Die rühmliche Wiener literarische Anstalt wird eine Sammlung von Bänden unter dem Titel „Theater und Kultur“ herauszugeben. Der erste Band liegt vor: „Burgtheater“ von Hermann Bahr. Trotz Reichardt, der heute den Mittelpunkt des deutschen Theaters darstellt, leuchtet das Burgtheater als Gipfel deutscher Theaterkultur. Er es, wie manche vermuten und wie auch Hermann Bahr meint, ist der Tat seine Rolle ausgeübt hat, das wird erst die Zukunft lehren. In dem vorliegenden Buch sollte die vergangene Zeit widerspiegelt werden. Ein glücklicher Gedanke, daß man dafür Hermann Bahr, den typischen Theaterrevisor, der dem Wiener Burgtheater lange Jahre eng verbunden war, wählte. Bahr gibt in 86 Seiten eine meisterliche Geschichte des Burgtheaters. Ein Buch, das ebenso großen wissenschaftlichen Wert besitzt wie künstlerischen Reiz. Plaudernd, erzählend macht der Dichter die alte Theatergeschichte lebendig. Sein Lob ist so jauchend und jollenoll, wie sein Tadel tiefwurzelnd und unerbittlich trauert. Plaudernd gestaltet Hermann Bahr auch Leben. Ein Erfassen der Materie, wie es tiefer nicht gedacht werden könnte. Liebe, Erfassen, Kritik gehen hier Hand in Hand und formen sich zu einem Gebilde von bleibendem kulturellen Wert.  
Martin Feuchtwanger.  
Hindenburgs Nachfolger als Oberbefehlshaber Ost. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern verdient als Mensch, wie als Soldat und Heerführer weitesten Kreisen näherzutreten, wozu das demnächst im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig erscheinende Lebensbild des Prinzen Leopold von Professor Wolke wesentlich beiträgt. Die Widmung dieses Buches, zu dem General Hoffmann einen Aufsatz über die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk beisteuerte, nahm Hindenburg mit herzlichen Worten der Verehrung für den Prinzen Leopold an.  
Der Unterblichtheitsgedanke als philosophisches Problem. Von Prof. Dr. Heinrich Scholz-Riel. Verlag Kautzer und Reichard, Berlin, 1920.

Zu beziehen durch die  
**Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., Nr. Ulrichstr. 63  
Telefon 4520.

## Zur Geschichte des Notgeldes.

Der Krieg ist seit anderthalb Jahren vorüber; aber nur zu viele Erinnerungen, die er mit sich brachte und von denen man selber meinte, sie würden mit ihm zugleich wieder verschwinden, sind geblieben. So gehört auch das Notgeld noch zu den noch nicht wieder ganz überwundenen Dingen, und es ist noch kein Raum auf einen Dahingegangenen, was uns im neuesten Heft der „Deutschen Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) berichtet wird.  
Wir lesen da u. a.: „Mannigfaltig sind die Ursachen solcher Notprägungen. An erster Stelle steht natürlich die Kriegsnote mit ihren Ausgaben für Kämpfer und Heeresgut, und so ist denn die Kriegsnote fast so alt wie die Münze selbst, die doch dem frühlichen Verkehr ihre Entstehung verdankt. Noch besitzen wir die Notmünzen, die die Athener im Peloponnesischen Kriege aus den Tempelschätzen der Akropolis, die Phokier im Heiligen Kriege aus den Welschämern des delphischen Apollon schlugen. Besonderheiten des Krieges sind solche Münzen, die in belagerten Festungen oder abgeschnittenen Provinzen von den Kommandanten ausgegeben wurden. Ferner die für die Kontrabandanten und Abwesender bestimmten, wie die Stadt, mit denen Kaiser Clemens VII. nach dem „Jaco di Roma“ den Waag seiner Beträge erkaufte und die, aus Kriegserträgen gepreßt, vielfach Gold enthielten. Kriegsgeldstücke sind überhaupt ebenso wie die Tempelstücke der Heiden, den Zwecken des Krieges häufig dienlicher gemacht worden; waren es Apostelbilder, dann verfiel der die Einschmelzung Anordnende wohl niemals, das Abwehrwort zu sprechen: „Geht bin in



„Oh! sag der Enttäubung hing über das Gesicht des Mädchens.“

„Schade,“ sagte sie, „aber wenn du es begehst —“

„Was begehst du keine Rede, Kind. Es ist ein Wunsch, den ich dem deinen entgegenstelle. Es liegen gewichtige Gründe für mich vor, die mich zwingen abzusagen. Sei mir nicht böse.“

Sie neigte nur den Kopf. Ein heftiger Widerstand rührte sich in ihr; aber sie schwieg. Sie trank in langsamem Zügen ihr Sektglas leer.

Die Zünger Brothuhns glittten streifend über ihre Hand. „Prezjingt hat recht, Ani. Es könnte zu missigen Deutungen Veranlassung geben. Die Welt liebt die Modifiance. Und schließlich, dein Interesse an dem Unternehmen dient uns ja so wie so...“

Den Kaffee trank man in der Bibliothek. Brothuhn pflegte ihn selbst zu bereiten. Der Sameh sah die kleine überne Maschine auf ein Tischchen, zündete die Spirituslampe an und stellte dahinter die Kognat- und Alkoholfässer auf. Dann zog er sich lautlos zurück.

„Darf ich in deinen Büchern kramen, Botsch?“ fragte Anita.

„Gern, liebes Kind. Die verbotenen stehen unten in den geschlossenen Räumen.“

„Danke. Ich werde sie respektieren.“

„Rauscht du?“

„Eine Zigarette, aber, bitte, von deinen eigenhändigen.“

Brothuhn drehte ihr eine Pappus und gab ihr Feuer. Nun kümmerte sie sich nicht weiter um die beiden Herren. Sie suchte sich eine Anzahl illustrierter Werke aus den Regalen, schickte sie auf einen Tischchen auf, ließ sich dann in einem der leeren Ledersessel nieder und begann die Bücher zu durchblättern. Kaffee fehlte sie bandend ab, nahm aber noch eine zweite Zigarette.

Prezjingt und Brothuhn blieben bei dem Gesprächlichen. Sie hatten noch mancherlei zu besprechen. In dem acht-eckigen Zimmer, dessen Wände völlig mit Bilderrollen besetzt waren, brannten die elektrischen Lämpchen. Die Jalousien vor den Fenstern waren geschlossen. Auch dieses Gemach zeugte von behaglichem Reichtum und verfeinerter Lebenskunst: mit seinen schwarzschwarzen offenen Schränken, deren Gehäuse die Bekränder der geschmackvoll gebundenen Bücher zeigten, und seinen gebogenen Ameublement an Ebenholztisch und Klappstühle war es von wohiger Intimität.

Anita saß in einer Ecke umweit der Tür, die Pappus im Mund, deren feinen blauen Rauch sie in kurzen Pausen aus dem Winkel der Lippen ließ. Sie hatte die Beine übereinanderbegegnet und ein Tafelweil auf ihren Knien, Tizians „Trionfo bella fede“, in dem sie blätterte. Aber ihre kleinen Hände, deren wohlgepflegte Nägel wie mit Hennah gefärbt waren und durch deren zarten Bronzetou das helle Blau des Gewebes schimmerte, schlugen nur selten die Seiten um. Ihr Einem war nicht bei den Gruppenzügen Tizians; ihre Gedanken wanderten wieder und wanderten in die Zukunft hinein, und ihre Lippen bewegten sich unmerklich und fornteten sich, als sprächen sie einen Namen aus — den wunderhässlichen Namen Anita Freid von Prezjingt.

Durch einen großen und breiten Journalstich von ihr getrennt, unweit einer der Herdplatten, hatten die beiden Herren Platz genommen. Die Mostafalen waren geleert, auch die Kognatfässer; der Diener hatte Portier gebracht. Prezjingt, der sonst eine nächterne Natur war und namentlich im Orient den Alkohol vernied, befand sich heute in der Stimmung, ein Glas über den Durst zu trinken. Seit seine Beiden gegen die Annahme der Anerbietungen Brothuhns geschunden waren, schwelte er in glücklicher Laune. Nun hatte er ohne viel Bedenken erreicht, was er erreichen wollte — dem alten Abenteuer war wieder einmal das Glück vor die Füße gefallen. Die Adoption Anitas betrachtete er nur als eine Epilobe. Die letzte kleine mit ihren Augen wie aus dunkelbrünnertem Glas und dem Dürftigkeit war vielleicht keine bequeme Hausgenossin. Aber das Beieinanderleben sollte nicht lange dauern. Wenn der Winter nahte, war er die Tochter und die Hausgenossin wieder los, und inzwischen vertug man sich schon bei gutem Willen. „Freilich für ihre Teilhaberschaft an der neuen Gründung dankte er.

„Ich wollte den Klücht vermeiden, der unsehtbar in den Augen bild einseitig worden wäre, da man keinen hätte, daß das Adopsionsgeschäft mit einer großen Summe an dem Unternehmen partizipierte. Brothuhn war ein stiller Kompagnon, das erfuhr niemand — auch sein Verhältnis mit Anita blieb noch geheim, und wenn er sie erst geerbte hätte, konnten die Leute schwagen, so viel sie wollten.“

Sie konnte war froh, daß sich alles so gefügt hatte. Nun konnte das neue Leben beginnen. Was er anstrebte, tat er mit Lust und Liebe. Und gerade an die Begründung seines Tierparks ging er mit voller Begeisterung. Das war etwas Neues und sollte etwas Bahnbrechendes werden. Aber er überlegte dabei: auch eine Viertelmillion konnte bei richtiger Disposition aber Erwartung rasch ihr Ende erreichen. Er sprach mit Brothuhn alle Eigenschaften des Vermögens. Noch stand die Ernte auf den Feldern; sie mußte akquisiert werden. Aber das Weideland oben auf den Bergen ließ sich schon nutzbar machen. Da sollte die Straußenfarm eingerichtet werden und zu gleicher Zeit unten an den Weiden das wilde Gestüt. Das waren die Anfänge, für die man nicht einmal behördlicher Konzession bedurfte. Dann sollten die Paseraner an die Reife kommen und die Juchterfische mit Raschmirzigen, indischen Jeebus, Wildschafan und sibirischen Strichen.

Brothuhn war sehr damit einverstanden, nichts zu über-eilen, sondern langsam und stetig vorzugehen. Schon die Einrichtungen und die notwendigen Neubauten erforderten Zeit. Er war auch dafür, den Import der wilden Bestien auf später zu verschieben und zunächst die Ergebnisse der Aneignungsverände abzuwarten, von denen er sich für die Landwirtschaft, die durch die Ausartungen der Juchterfische zu leiden hat, große Erfolge versprach.

„Wenn du Glück hast,“ sagte er, „dann folge ich in Warnsdorf vielleicht deinem Beispiel.“

„Was ist Warnsdorf?“

„Das Fideicommiss unserer Familie, von dem ich dir schon sprach. Der jetzige Besitzer, mein Onkel Konrad, ist an die Reuzung und kann täglich die Augen schließen.“

„Und du willst dann den Dienst quittieren?“

„Ja. Jedenfalls gehe ich nicht mehr ins Ausland. Du bist auch dafür, Ani, nicht wahr?“

Anita schaute zu dem Sprechenden herüber.

„Wofür, lieber Botsch?“

„Dich in Quito oder Lango oder Honduras als Frau Gesandtin zu langweilen.“

„Wenn ich bei dir bin, langweile ich mich nirgend“, erwiderte sie sanft. Der Tonfall ihrer Stimme klang jetzt sehr melodisch. Sie klappte das Buch auf ihren Knien zu. „Sollst du es nicht für an der Zeit, daß ich nach Hause fahre?“ fragte sie.

Die Herren standen auf. „Ganz wie du willst, Schatz,“ entgegnete Brothuhn. „Ich begleite dich.“

(Fortsetzung folgt.)

### Gegebenheiten.

Von  
Eiegfried Verbort.

(Nachdruck verboten.)

Lichtfluten drögen sich in launend schraffalen, Aberkrohen gefährdet selbena Kapellen. Das Lichtglüh blendet in Weiße Wärme, in Fehlsch, Wand und Decke verankert, lagert massiv im Raum. Die Baronin, mollig versunken im Sofa, eingebettet in Kissen, nimmt den Abendtee in Gesellschaft von Mama. Mit Badener und Stauffiren, Obst, Kognat und Bildern überladener Tisch. Man ist wenig, ist satt; spricht kaum, hat sich nichts zu sagen, — sucht, eine zeitlang, kramphast nach Redestoff, gibt es auf. Reichtum läßt unwillig erscheinen: man hat, was zu haben ist. Darüber hinaus — blieben Sensationen — Zufälligkeiten, die sich gelegentlich ergeben, aber Eimen herfallen, mitreihen, erheben können, aber nicht beim Abendtee gesprächswesige Bedürfnisse austauschen — allenfalls der Begrüßungsszene Inhalt geben. Also spricht man kurz von den Kindern, denen es gut geht — und die somit abgetan sind. — Man ärgert sich schwaach über die lästige Stille, trümmert sich und gottgerben, wird aktiv, indem man sich erhebt, läßt, gute Nacht wünscht.

„Mama steht in die Quere, läßt sich in den Weg stellen, steht im Portal in das Stüpe und wird lautlos und lebend unter rauchem Herdengrappel heimgeführt.“

Die Baronin, rundlich, durchaus häßlich-bild, steht vor einem schönen Leiblich, an dem sie vorbestimmt, fängt die Joffe herbei, die ihr ins Antlitzgeblinnet folgt, sie schwelgend entleidet, frischer, manntert, ihr die kalten Füßchen warm gemacht, zu Bett; hält in der Finster einen Roman, den man ihr als mondän empfunden hat, aber es aber so wenig ist, daß er außer laßelhaftem Leseerfolg an „hohen Ideen“, transzendentalen Abwegigkeit, Aelterkeit mit Gedantenreichtum — deutlich fingeblinnet dem Autor erkennen läßt. Sie ist das gewohnt. Es gibt nichts anderes: Etwas als widerwärtig, Stüge des Joffe-Venusfals, billiger Selbstbetrug, bequem erreichbar, langschön, herausdend genug, um materielle Dummheit vergehen zu lassen.

Ihr Blick gleitet achlos über schöne Stüde hinweg, steht stumpf und gelangweilt in die Weite, in die Mähe, in das Nichts, wunschlos, — aus Mangel an Wunschmöglichkeit. — Die Joffe kommt, legt eine Platte mit belegten Brötchen und eine halbe halbe Kaffeeampagner auf den Nach-tisch, wie allabendlich nach dem Zubergehen der Herrin. Man kann des Nachts erwachen, hungrig und durstig sein, essen und trinken wollen! Erfüllbarer Wunsch, also — durchaus verständliche Gewöhnheit! Ebenso wie die des Großvaters, nicht auf dem Trottoir zu gehen: noch intensiver Vorstellung der Möglichkeit, daß ihm ein herabfallender Dachziegel treffen könne. — Die Joffe läßt die Hand der Herrin, wünschig gute Nacht, geht.

Die Baronin karrt weiter vor sich hin, apathisch, die Hände mit dem Buch liegen vergehen auf dem Plumeau. Sie überlegt: ihr fehlt nichts, kann nichts fehlen. Ein anderes Soß sich wünschen, hieße freveln, Gott lästern, belästigen, Fährlich sein. Wädelich, sich Sorgen zu wünschen, bloß um sich über die Möglichkeit, sie hinwegzuräumen, freuen zu können! Wenig Lust — wenig Lust: damit hat man sich abgefunden! Also bleiben, als einzige Wöschlung, Ent-sationen — die sie von Abenden erwartet, weniger aus Mangel an Temperament oder Intelligenz, als aus Mangel vor un-nütigen Unbequemlichkeiten. Sie denkt noch. Einige Sen-sationen demnach: ihr Mann! Da ist sein Beruf, sein Zweck, der Sinn seiner Existenz, seine Rolle in ihrem Leben, sein Verdienst! — das die Vaterkraft über die zwei Kinder überwiegt — dafür hat man sich geheiratet, hat er kein gutes Leben, anständiges Aufgehend. — Gewiß ist er auch Baron, steht gut aus, hat Manieren, kann sich als Gatte zeigen lassen, es Pendant dienen — darüber hinaus ist er aber mittellos, also, im Grunde, ihr Mündern. Also, daß er den Gehrgut hat, kann sein zu wollen, Charakter zu bieten, ihre Langmut demnach behändig Befastungsproben ausgesetzt! Daß er glaubt, sich zur Erhaltung der Selbstachtung eine Mätresse halten zu müssen — versteht sich, mit Hilfe des ihm von der jugendlichen Geldes und unter reichlicher Befastung des ihr allerorts jugendlichen hohen Kreites, eben als ihr Mann — um ihr zu zeigen, daß er nicht ihr gekauftes Mündern ist! Womit er ihr den Gefallen erweist, die einzige dauerhafte Sensation in ihr aktiv temperiertes Dasein zu tragen. —

Mag er ruhig soupiere oder andere Dummschelten machen mit seinem Elschen! Es ist immerhin ein ledeses Persön-lichkeit, ästhetisch, sauber, grazilös, fast häßlich, gut angezogen und geschmückt, ausreichend talentiert fürs Theater und gefällt aller Welt. — Seine Sache, wenn ihr armer Junge in es verliebt ist, wie die Maden: ihr Verdienst, daß Elschen ihm gehört und es nicht werden — bei seinem geringen Einkommen: Talent ist Angul Elschen und ihr Herr Gemahl sind vernünftig — trotz Erhaltung der Selbstachtung! Also ist alles in schönster Ordnung. — Galt ja, allenfalls ist es einen Augenblick lang beiläufig, wenn man zusammen im Theater ist und Elschen hüßlich mit einer allzu hüßligert ausendenden Dame geruchlos obem in der Lage ersieht, die Konturrenz mit einem aufzunehmen, zu Vergleichem herauszufordern. Aber schön: man tut ihm den Gefallen, tut, so als ob man sich gefangen fühlt, weiß, was man weiß, ist, wer man ist, hat, was man hat, lehnt somit einen Konturrenzkampf glatt ab. Findet auch nichts dabei, denn in der Pause der Herr Gemahl Elschen begrüßt, ihm gelangt die Hand läßt — ist, wer man ist — belästigt das Publikum, das darin ein „Parces Bild“ steht und freut sich, alles in allem, der anregenden Sensation, die zum Theaterabend ebenso gehört, wie die Möglichkeit, sich in nobellosem Kollekte dem Publikum zu setzen.

Die Baronin legt das Buch fort, dreht sich zur Seite, ist ein Sabatbrüchigen, trennt ein Bläschen Selt dazu, schön langsam, phlegmatisch, dehnt sich und streckt sich, knipst die Lampe aus und sinkt lächelnd in süßen Schlämmer.

## Mittsommer, Johannisfest, Sonnenwende.

Salle, 28. Juni.

Mittsommer, Johannisfest, Sonnenwende. Drei Namen nur, und doch, was bergen diese drei Namen in sich! Er-innerungen an die allgermanische Sommer Sonnenwende, Erinnerung an die Joffaamsfeste der jungen Christenheit, Erinnerungen an ...

Die drei Worte hatten gestern mittag unzählige Schaaeren in des Provinzialmuseum gelockt, das eine Johannisfeier angehängelt hatte. Rings um den mächtigen Lichtglocken stand es angebracht, Kopf an Kopf. Alle Gänge und Gassen, alle Treppen und Vorpränge war es dicht! Lezt mit Menschen, Raum konnte das Provinzial-Museum all' die fassen, die gestern gekommen waren, um Johannis mit zu feiern.

Herr Prof. Dr. Hahn e tritt quert das Wort zu einem kurzen, einleitenden Vortrag. Es ist eigentlich keine Zeit zum Feste feiern; wenn jedoch das Provinzial-Museum derartige Festlichkeiten veranstaltet, so sind es schwerwiegende, wissenschaftliche Gründe, die den Anlaß dazu geben. Nicht nur die Bevölkerung Halles nimmt an diesen Veranstaltungen teil, sondern in immer weiteren Kreisen auch außerhalb unserer Stadt erwacht das Interesse an der Arbeit, die hier geleistet wird. Man beginnt, aufzufordern im Volle auf die Stimmen der Vorgelt. Rein Volk kann auskommen ohne die Idee und das geistige Band, die es mit der Geschichte seiner Vorväter verknüpfen.

Wir leben in der Zeit der Sommer Sonnenwende, des Mittsommers. Das ist die Zeit, in der unsere gemeinlichen Vorfahren zu großen Festlichkeiten zusammenkamen, zu Fest-schichten, die Volksfeier im wahren Sinne des Wortes waren. Zur selben Stunde brannten in ganz Deutschland unter denselben Zeremonien die heiligen Feuer der Sommer Sonnenwende ab. Zur selben Stunde war unbewußt das ganze Volk einzig. Die Menschen sprangen paarweis durch das lauernde Feuer hindurch; paarweis, jeder mit dem oder der Liebsten, die er beschütz, nicht allein; denn Mittsommer ist das Fest der Einheit. Man nahm die Mähe von dem Feuer mit in sein Heim; vom Feuer ging es zum Mähe, zum Erntemaschinen. Und am anderen Morgen, da zog Jung und Alt hinaus zum Bad in dem Fluß; oder man wählte sich im Johannisstau, der jung und schön macht. Tanz und heilerer Frohstimm bilden den Abschluß dieser Feste, an denen „ein einzig Volk von Brüdern“ in Nord und Süd, in Ost und West teilnahm.

Zu Mittsommer brannten die Feuer in deutschen Ländern, die Feuer, die Räuterung und — Tod bedeuten. Tod in der Blütezeit des Jahres, ist dies nicht ein Gegensatz? Der Sommerabend — mag es nun Siegfried oder Babur sein — stirbt in der Blütezeit seines Lebens, muß sterben. Die Blüte muß vergehen, damit die Frucht entstehen kann. Die Sonnenwende hatte die Gotte: muß sterben; so auch Johannis, der einem größeren den Weg bereite. Er muß gehen, damit der größere folgen kann. Die Blüte stirbt, und die Frucht kommt auf. Das ist die tiefe Bedeutung der Sommerwende, des Johannisfestes.

Herr Prof. Hahn hatte gerade. 2 Hörner erlangen, die Johannisfeier nahm ihren Anfang. Herrin zog sie, die Jungens mit Pfeilbündeln, mit Schießen, mit dem roten Fahne auf hoher Stange, mit dem frommstochtenen Rad, das in Brand gesetzt als festiges Sonnenrad in den Strom rollen soll, mit all' den Symbolen des Johannis-tages. Und herein kamen sie, die jungen Mädchen in ihren hellen und bunten einfarbigen Gewändern, mit Kränzen in Haar, mit Blumenkränzen in der Hand, mit einem Blumen-kranz auf hoher Stange. Jugend, Blütezeit des Lebens! Diese Jugend zog Herrin unter den Älteren einer aus der Reihe ballenden Müll! (in die weite meo'disch das Pfahlgert